

INTERVIEW EHRENBÜRGER RUDOLF MOLTER BERICHTET AUS DER GESICHTE DER WERKSIEDLUNG IN WELLEN.

Ein Spaziergang durchs Mariendorf in Wellen

Die einzigartige Siedlung der Trierer Kalk-, Dolomit- und Zementwerke wird 100 Jahre alt. Heimathistoriker Rudolf Molter wurde vor fast 85 Jahren dort geboren. Ein Interview-Spaziergang durch die Geschichte eines besonderen Ortes.

VON CHRISTIAN KREMER

WELLEN Der Ortseingang von Wellen wirkt dieser Tage etwas trostlos. Die restlichen Häuser der Werkskolonie Mariendorf, einst ein Vorzeigebauwerk der Bergarbeiterkultur, wirken etwas heruntergekommen. Der Name stammt von Maria, die als Schutzpatronin in Lothringen verehrt wird. Aus Lothringen stammen auch die ursprünglichen Bewohner der Kolonie, die in den 1920-er Jahren in Wellen angesiedelt wurden. Der TV hat die Kolonie zusammen mit Rudolf Molter besucht. Der Heimathistoriker und Ehrenbürger der Stadt Konz, Jahrgang 1937, ist einer der ältesten Menschen, der in dieser Siedlung geboren wurde. Mit dem TV erinnert er sich an blühende und schwierige Zeiten.

Sie sind ja im Januar 1937 hier geboren worden. Erzählen Sie doch mal, wie es damals hier war.

RUDOLF MOLTER: Meine frühesten Erinnerungen stammen von 1941/42. Die sind immer verbunden mit den Werken. Der Vater, der da arbeitete als Bergmann, und mit blühenden Gärten. Es war ein Idyll.

Also war es nicht staubig und dreckig?

MOLTER: Es war kaum staubig, weil es noch keine Zementfabrikation gab. Den Kalkstaub war nicht so lästig. Es war ein Riesen-Kamin da, der den abführte. Die Erinnerungen sind geprägt vom Spielen auf

der Straße.

Sie meinen sicher die Josef-Schnuch-Straße?

MOLTER: Das war damals, 1942, die Adolf-Hitler-Straße. Sie war eingezäunt zu den Häusern. Vor ihnen waren Blumengärten. Das war Tradition bei den Bergleuten. Auf der anderen Seite zum Bahnbereich war eine hohe Weißdornhecke. Die Gleise nahm man nicht wahr. Hinter der Hecke waren Obstbäume, die alleinartig aufgeforschet waren. Richtig große Birnen- und Apfelbäume.

Wann kam denn der Krieg fühlbar nach Wellen und wie haben Sie ihn erlebt?

MOLTER: Schon ab 1942 war die Zeit geprägt durch Fliegeralarme – besonders zur Nachtzeit. Wir mussten uns in den als Luftschutzräumen eingerichteten Stollen in Sicherheit bringen (siehe Zweitext zur Historie).

Autos fahren zu der Zeit kaum?

MOLTER: Wir haben selbst 1945 nach Kriegsende, als wir aus der Evakuierung zurückkamen, auf der Straße Fußball gespielt. Da kamen die Alten noch dazu, die Väter und die Onkel.

Und dann?

MOLTER: Das Elend mit Staub und Dreck und natürlich auch der wirtschaftliche Erfolg begannen mit der Zementfabrikation. Das war etwa 1950.

Und dann lebten Sie hier in dem ersten Haus?

MOLTER: Nein – wir lebten in dem dritten Haus. Hier bin ich nur geboren bei Opa und Oma. Die Großeltern arbeiteten ja mütterlicher- und väterlicherseits beide im Werk und lebten ebenfalls in der Kolonie. Die Arbeit im Kalkwerk war Handarbeit



Ein Spaziergang mit Rudolf Molter durch seinen Geburtsort: die Werksiedlung Marienkolonie in Wellen.

Und wie sind die Männer arbeiten gegangen?

MOLTER: Man würde heute sagen: in alten Klamotten. Man muss sich die Arbeit im Berg als Handarbeit vorstellen. Die hatten eine Cordhose, ein Arbeitshemd und einen Helm an. Das eine Arbeitshemd, das sie hatten, wurde samstags gewaschen und montags wieder angezogen. Selbst als ich 1951 in der Lehre war, habe ich noch gesehen, wie die Bergleute von Hand die Brocken anheben und in die Loren warfen. Erst ab 1952 oder 1953 kamen mechanische Ladegeräte. Zum Beispiel Hublader von der Konzer Firma Zettelmeyer.

Vorher war es reiner Knochenjob?

MOLTER: Ja. Selbst das Bohren von Löchern war Handarbeit mit zwei bis drei Meter langen Pressluft-Bohrstangen. Je nachdem, wie gesprengt wurde, wurde nach vorne oder in die Decke auf den Knien gebohrt. Aber weil es ein Kalkbergwerk und keine Kohlegrube war, gab es niemanden mit Staublunge. Wenn die Bergleute

aus Werk und Stollen herauskamen, waren sie verschwitzt und gepudert mit Kalksteinstaub.

Und wie viele Menschen haben dort damals gearbeitet?

MOLTER: Ich habe als Lehrling die Statistiken geführt. 1951 waren es 70 Bergleute. Insgesamt haben hier in den 1950-er Jahren etwa 350 Menschen gearbeitet.

Und die haben alle in der Marienkolonie gewohnt?

MOLTER: In den Häusern haben immer zwei Familien gewohnt. In einigen Mehrfamilienhäusern waren es mehr. Hinten heraus hatten alle Häuser einen Garten zur Selbstversorgung.

Die Gärten kann man sich jetzt ja gar nicht mehr vorstellen ...

MOLTER: Was ein bisschen täuscht, ist die heutige Nähe des Berges. Der war nicht so bewachsen. Der war frei. Das sind alles Schutthalde der darüberliegenden Stollen. Es war ursprünglich auch grün, aber

Parkgelände, wo wir als Kinder gespielt haben. Darüber kamen die Stollenmundlöcher, der angeknabberte Berg und dann der sogenannte Akazienberg. Heute ist alles zu einer verwilderten Einheit zugewachsen. Mit der Zementproduktion kam der Dreck

Wenn ich auf dieses Haus blicke. Das müsste Ihr Elternhaus gewesen sein. Da ist eine Scheibe kaputt, es sind Risse in der Wand und es ist dreckig braun. Sah das früher auch so aus?

MOLTER: Das sah nicht so aus. Der Kalkstaub wusch sich ab mit jedem Regen. Die Häuser waren nicht strahlend weiß. Es war ein gedecktes Kalkweiß. Sie waren sauber. Die Fenster hatten eine Sprossenteilung mit grünen Läden. Die Straße war nicht so breit. Hier war ein grüner Zaun, und hinter dem Haus waren blühende und fruchttragende Gärten.

(Dann geht Molter mit dem TV in den hinteren Bereich, um sein El-

ternhaus zu betrachten.) Wenn Sie ihr Elternhaus jetzt so sehen ...

MOLTER: Schrecklich, furchtbar. Ich bin immer so enttäuscht. Man hätte eigentlich früher etwas tun müssen.

Wann änderte sich die Situation in der Siedlung denn?

MOLTER: Mit der Zementproduktion in den 1950-er Jahren. Innerhalb von ein paar Jahren nahm der Lastwagenverkehr zu. Die haben Hochofenschlacke angeliefert, ein Abfallprodukt aus der Eisenverhüttung. Da wurde die Straße kaputt gefahren. Es war Schluss mit Fußballspielen und Schluss mit Blumen in den Vorgärten. Von Tag zu Tag sah man, wie die Vegetation, am Werk beginnend, zurückging. Selbst große Bäume gingen ein.

Bis wann haben Sie in Wellen gelebt?

MOLTER: Bis 1961. Da war das nicht mehr die Idylle meiner Kindheit. Der Direktor hat immer gesagt: „Wir sind keine Schokoladenfabrik hier!“

Also war es früher die gleiche Diskussion wie heute über Staub und Dreck?

MOLTER: Die Diskussion kam ja gar nicht auf. Es waren ja alle an das Werk gebunden.

Und heute: Wo jetzt die Bürocontainer stehen, direkt neben dem Verwaltungsgebäude, stand früher das Haus der Eltern ihres Vaters. Gibt es die ursprüngliche Siedlung überhaupt noch, oder sind auch zu viele Gebäude abgerissen worden?

MOLTER: Es gibt sie nicht mehr. Es gibt ein paar Häuschen, eine Erinnerung daran. Das ist alles. Hier waren Hecken und Bäume. Alles war grün eingebunden. Das ist letztlich der Industrie zum Opfer gefallen. Am Ende war die Trennung von Wohnen und Industrie nicht mehr da.

WWW

Weiter Bilder auf
volksfreund.de



Die Häuser in der Werksiedlung sind unterschiedlich gut erhalten. FOTOS (2): CHRISTIAN KREMER

Wie die Werksiedlung Mariendorf in Wellen entstand

Heimathistoriker Rudolf Molter hat sich intensiv mit der Geschichte seines Geburtsorts, der sogenannten Werkskolonie in Wellen, beschäftigt. 2021 wird die Siedlung 100 Jahre alt. Ein Blick in die bewegte Geschichte.

VON CHRISTIAN KREMER

WELLEN Die Stuttgarter Firma Züblin hat die Siedlung Mariendorf in Wellen 1921/22 mit staatlicher Förderung gebaut. 44 Werkswohnungen in 22 Häusern. 21 davon gehen an Familien aus Lothringen, die nach dem Ersten Weltkrieg nicht die französische Staatsbürgerschaft annehmen wollen und deshalb ausgewiesen werden. Fast alle sind Hütten- und Grubenarbeiter.

Unter den Neu-Wellenern sind

auch Rudolf Molters Großeltern. 55 Menschen sind bei den Trierer Kalk- und Dolomitwerken beschäftigt. Damals hieß das Unternehmen TKD. Die Bewohner der Siedlung werden zunächst als Fremde wahrgenommen.

Die Kolonie ist symmetrisch angelegt. Die Verteilung der Häuser ist laut Molter nach sozialem Rang und Posten gegliedert. Je näher das Haus am Werk ist, desto höher der Rang. So sind heute die besterhaltenen Häuser die Direktoren-Villa und

Doppelhäuser der Führungskräfte in der Nähe des Werks. Direkt neben dem Werk sind die noch erhaltenen Kasino- und Verwaltungsgebäude angesiedelt. Die Verwaltung gibt es noch. Im ehemaligen Kasino ist unter anderem ein Fitnessstudio.

Mit Ende der 1920er Jahre beginnt die Wirtschaftskrise. Im Oktober 1929 übernimmt Josef Schnuch (junior) als Direktor das Werk. Inzwischen arbeiten 100 Menschen bei der TKD AG.

1933 beginnt mit Adolf Hitlers

Machtergreifung auch für die Marienkolonie eine neue Epoche. Die NSDAP nimmt Einfluss auf die Geschäfte des Unternehmens und beeinträchtigt das tägliche Leben. An Feiertagen wie dem von der NSDAP eingeführten Tag der Arbeit am 1. Mai prangen dann Hakenkreuzflaggen an den Häusern der Kolonie. NS-Gruppierungen vom Jungvolk über Hitlerjugend, Deutsche Arbeitsfront und NS-Frauen-schaft bilden sich auch innerhalb der Belegschaft der TKD. Leitender NS-Funktionär ist Ortsgruppenleiter van der Straeten, der in der noch vorhandenen Villa mit der Hausnummer 2 wohnt.

Ein gravierender Einschnitt in das Werksgeschehen und das Leben in der Kolonie ist laut Molter die erste Evakuierung 1939/1940. Das Militär nutzt die Wohnungen der Mitarbeiter. Die Werksverwaltung wird nach Trier verlegt. Die Mitarbeiter leben ein dreiviertel Jahr in Hessen. Die Arbeit kommt angesichts dessen, dass nur 70 von 345 Männern arbeiten, teilweise zum Erliegen.

Der zweite gravierende Einschnitt in die Lebensverhältnisse der Kolonie kommt 1943. Im Sommer dieses Jahres verlegt das NS-Regime den Rüstungsbetrieb Kugel-Fischer aus Schweinfurt nach Wellen. Der Ort und das Werk waren nun ein mögliches Ziel von Luftangriffen. Es entstehen unter anderem mehrere Ba-

rackenlager an der Kastanienallee und unterhalb des heutigen Wohngebiets Hässeln. Das Regime setzt Zwangsarbeiter ein.

Molter erinnert sich daran, dass er ihnen als Siebenjähriger auf Geheiß seiner Mutter unauffällig etwas Essbares zugesteckt hat. Und daran, dass die Gefangenen teils verprügelt worden sind. Auch die nächtlichen Luftalarme, „die uns immer öfter in die zu Luftschutzkellern bestimmten alten Stollenanlagen trieben“, sind ihm in Erinnerung.

Am 10./11. September 1944 kommt dann die zweite Evakuierung. Der Betrieb in Wellen wird eingestellt. Die Menschen aus Wellen kommen im Hunsrück unter. Die amerikanische Artillerie beschießt die Siedlung und das Werk von Luxemburg aus. „In den alten Stollen des oberen Lagers oberhalb der Kolonie hatten sich 14 Wellener als ‚Höhlenbewohner‘ im Herbst 1944 dem Evakuierungsbefehlen entzogen“, schreibt Molter. „Sie lebten hier unentdeckt und relativ unbehellig.“

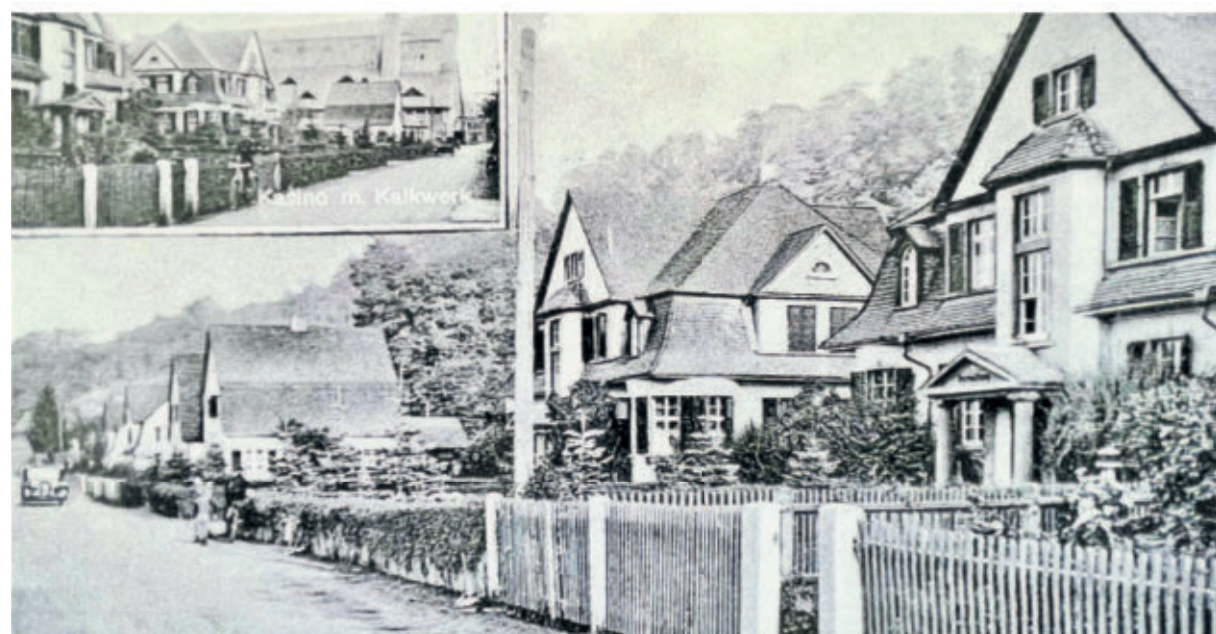
Die Menschen kommen am 12. Mai aus dem Hunsrück zurück in die Mariensiedlung. „Der kriegsbedingte Zustand der Kolonie war nach fast neun Monaten Abwesenheit und Leerstand erschütternd. Ein Traktorfahrer hat den Zustand laut Molter so kommentiert: „Das muss man Hitler lassen, hier hat er

die Wahrheit gesagt, als er euch luftige und sonnige Wohnungen versprach.“

Die folgenden Jahre sind wie anderswo in Deutschland geprägt vom Überlebenskampf. Ein langer, klirrend kalter Winter 1946/47, Hungersnot. Die Lage bessert sich mit dem Beginn des Wirtschaftswunders 1948 und in Wellen mit dem wirtschaftlichen Aufstieg der TKDZ unter der Führung von Josef Schnuch. Mit dem wirtschaftlichen Aufstieg beginnt jedoch gleichzeitig das Ende der Idylle (siehe Interview). Für Molter ist ein voluminöses Mehrfamilienhaus, ein in den 1950ern gebauter U-förmiger Wohnblock, unter dem früher LKW-Garagen waren, das städtebauliche Ende der Kolonie.

Heute gehört die Siedlung einem Privatmann. Die meisten Häuser sind vermietet. Die Direktoren-Villa, das Kasino und die Verwaltung sind saniert worden. Andere der verbliebenen Gebäude sind aus Molters Sicht, der als Architekt die entsprechende Expertise mitbringt, baufällig und kaum noch zu retten. Deshalb beschleiche ihn das Gefühl, dass hier ein Kapitel der Geschichte von mehreren Generationen und damit ein Stück Heimat verloren geht.

Produktion dieser Seite:
Harald Jansen



Die Postkarte aus Rudolf Molters Archiv zeigt die Siedlung in ihrem ursprünglichen Zustand.

REPRO: CHRISTIAN KREMER